

Der vorliegende Beitrag wurde beim Deutschen Studienpreis 2022 mit dem 2. Preis in der Sektion Geistes- und Kulturwissenschaften ausgezeichnet. Er beruht auf der 2021 an der Bauhaus-Universität Weimar eingereichten Dissertation „Lebenszeichen – Mediale Artikulation menschlicher Existenz in Not- und Katastrophenfällen“ von Dr. Martin Siegler.

Lebenszeichen

Warum Menschen in Not existenziell von Medien abhängen

1. Der Notfall als Brennglas

Autowracks in Baumkronen, Häuser ohne Rückwand, Menschen, die auf Dächern ausharren und Leuchtzeichen geben – die geradezu surrealen Bilder der Ahrtal-Flut im Juli 2021 haben uns mehr denn je vor Augen geführt, welche zerstörerische Wucht Katastrophenereignisse auch in unserer alltäglichen Lebenswelt entfalten können. Katastrophen machen uns bewusst, dass unser tägliches Leben von elementaren Bedingungen abhängt, die wir zumeist als selbstverständlich ansehen: Das Dach über dem Kopf, der Boden unter den Füßen, die Straßen und Stromnetze, die Brücken und Bahngleise erweisen sich im Katastrophenfall als ebenso fragil wie unverzichtbar. Der Katastrophenfall dient daher immer auch als ‚Brennglas‘, um die elementaren Bedingungen zu beleuchten, von denen unsere Gesellschaft existenziell abhängt.

In meiner Dissertation richte ich dieses Brennglas auf eine bislang kaum thematisierte Bedingung menschlichen Lebens in Notfällen: auf die existenzielle Bedeutung von Medien und Kommunikationsmitteln. Im Alltag schenken wir den technischen Bedingungen unserer Kommunikation kaum Beachtung. Wenn wir telefonieren, setzen wir das Vorhandensein von Satelliten, Glasfaserkabeln und Funkmasten selbstverständlich voraus. In akuten Krisensituationen hingegen, treten Kommunikationsmittel schlagartig in den Vordergrund. Nicht nur sind sie unverzichtbar, um Bevölkerungen zu warnen und Rettungskräfte zu koordinieren, sie spielen auch eine existenzielle Rolle für die Verunglückten selbst. Denn Verschüttete in Trümmerfeldern, Schiffbrüchige in Seenot und Flutopfer auf Hausdächern müssen mit allen Mitteln auf ihre Lage aufmerksam machen, um gerettet zu werden. Sie müssen – mit einem Wort – *Lebenszeichen* geben: Hilferufe und Klopfzeichen, SMS-Nachrichten und SOS-Signale, Facebook-Posts und Flaschenpost. Um solche Lebenszeichen zu senden, sind Menschen auf Medien angewiesen, die ihnen die Äußerung von

Zeichen ermöglichen: kein Notruf ohne Netz, kein Leuchtsignal ohne Leuchtmittel, kein Schriftzeichen ohne Schreibzeug. Nur, wenn sich Leben in Not durch Medien mitteilen kann, bleibt es am Leben.

Damit fordern Lebenszeichen unser gängiges Verständnis menschlicher Existenz heraus. Während sich Menschen im Alltag oft als autarke Subjekte begreifen, die unabhängig von technischen Hilfsmitteln und sozialen Beziehungen existieren können, legen die Lebenszeichen des Notfalls das Gegenteil nahe: Hier muss menschliches Leben immer schon mit komplexen Kommunikations- und Beziehungsnetzen verwoben sein, um am Leben zu bleiben. Lebenszeichen bieten daher einen idealen Ausgangspunkt, um die elementaren Bedingungen und Abhängigkeiten menschlicher Existenz an einem anschaulichen Beispiel zu erforschen. Genau diesem Vorhaben widmet sich meine Dissertation als erste wissenschaftliche Arbeit zum Phänomen des Lebenszeichens. Anhand zahlreicher Fallbeispiele aus über 100 Jahren Katastrophengeschichte und im engen Dialog mit Ansätzen der Zeichentheorie und der Medienanthropologie untersucht sie die vielfältigen Formen, in denen sich Menschen in Not äußern: vom Leuchtsignal der sinkenden *Titanic* über die Klopfzeichen in den Trümmerfeldern des Zweiten Weltkriegs bis hin zur handgeschriebenen Papiernotiz, die 33 chilenischen Bergleuten im Jahr 2010 das Leben rettete. In all diesen Fällen, so zeigt meine Dissertation, kann man menschliches Leben nicht von den Medien trennen, mit denen es sich äußert.

Doch diese Medien sind ihrerseits in weitläufige Netze aus sozialen Institutionen und Infrastrukturen eingebunden. So muss beispielsweise der SOS-Funkspruch einer Schiffsbesatzung in Seenot ein komplexes Netz aus Satelliten, Koordinationszentralen, Behörden und Rettungsorganisationen durchlaufen, bis das Signal erfasst und geortet werden kann. Dabei sind Hilferufe mitunter höchst folgenreichen administrativen Prozeduren und ethischen Abwägungen unterworfen, wie das Schicksal eines Flüchtlingsbootes im Mittelmeer aus dem Jahr 2011 zeigt. Obwohl zahlreiche Hilferufe bei den zuständigen Behörden eingegangen waren, wurde das Boot mit 72 Menschen über Tage hinweg seinem Schicksal überlassen. Nach zwei Wochen waren nur noch neun Passagiere am Leben.¹ Das drastische Beispiel zeigt, dass Menschen in Not nicht allein von technischen Bedingungen abhängen, sondern von einem fragilen Netz aus Organisationen, politischen Kalkülen und institutionellen Zuständigkeiten, die mitunter über Leben und Tod entscheiden. Sobald das Leben aus diesen Netzen herausfällt oder von ihnen fallen gelassen wird, ist es existenziell gefährdet.

Lebenszeichen erlauben es uns – so die These meiner Dissertation, die ganze Tragweite dieser lebenswichtigen Netze, aber auch ihre Lücken und Fallstricke

aufzudecken. Wie weit reichen unsere Sicherheits- und Rettungsnetze und wo reißen sie ab? Wen fangen sie im Notfall auf und wer fällt durch ihre Maschen? Welche Lebenszeichen dringen durch, welche nicht? Welche Hilferufe werden gehört, welche ignoriert? All diese Fragen sind von eminenter Bedeutung für die Bewältigung von Katastrophenlagen und für die konkrete Organisation des Rettungswesens. Nur, wenn wir wissen, wie genau sich menschliches Leben in Not äußert und welcher Medien es dazu bedarf, können wir Rettungskräfte adäquat ausrüsten und ausbilden, Such- und Bergungsmissionen effektiv organisieren und Menschenleben retten. Deshalb möchte ich im Folgenden – ausgehend von und aufbauend auf den Ergebnissen meiner Dissertation – die rettungspraktischen, politischen und ethischen Implikationen des Lebenszeichens freilegen.

2. Lebensäußerungen

Von kaum einem Zeichen hängt so viel ab, wie vom Lebenszeichen. Doch wie genau erforscht man eigentlich die Lebenszeichen des Not- und Katastrophenfalls? Als flüchtige Phänomene, die nur in Ausnahmesituationen auftreten, entziehen sie sich zunächst der wissenschaftlichen Beobachtung. Zugleich jedoch werden Lebenszeichen auf vielfältige Weise medial dargestellt, dokumentiert und inszeniert: in Handbüchern für Rettungskräfte, Lehrfilmen für das Überleben in Notfällen, in Fernsehreportagen, Katastrophenfilmen und Archivdokumenten. Es sind solche konkreten medialen Darstellungen, auf die sich meine Dissertation stützt. Ganz bewusst kombiniere ich historische und zeitgenössische, faktuale und fiktionale Quellen, um die verschiedenen Erscheinungsformen des Lebenszeichens in ihrer ganzen Vielfalt zu erkunden.

Dabei tritt menschliches Leben auf höchst unterschiedliche Weisen in Erscheinung: Manchmal zeigt es sich als greller Lichtschein am Nachthimmel, ein anderemal als Rauschen im Funkkanal, dann wieder als ein rötlicher Punkt auf einem Infrarotbild. Je nachdem, mit welchen Medien Lebenszeichen gesendet und empfangen werden – so eine erste zentrale Einsicht der Arbeit, nimmt das Leben eine andere Gestalt an: etwa die eines pulsierenden Signals oder einer leuchtenden Silhouette. Leben in Not hat demnach gerade keine fixe, unveränderliche Form, es artikuliert sich vielmehr immer wieder auf neue und andere Weise. Es sind diese verschiedenen Äußerungs- oder *Artikulationsweisen* des Lebenszeichens, die ich in meiner Dissertation systematisch untersuche und mithilfe von insgesamt fünf Schlüsselbegriffen unterscheide: Exposition, Emission, Assoziation, Transmission und Information. Jeder dieser Begriffe bezeichnet eine konkrete Äußerungsform menschlichen Lebens in Not.

Unter dem Begriff der *Exposition* etwa, fasse ich alle Lebenszeichen, mit denen sich Menschen in Not auffällig von ihrer Umgebung abheben und auf ihren Standort hinweisen, sich also *exponieren*: mit Leuchtraketen, Signalfeuern oder weißen Flaggen. Oftmals jedoch fehlt Menschen in Not die Möglichkeit zur Exponierung, etwa weil sie verletzt oder bewusstlos unter Trümmern begraben liegen. Unter diesen Umständen wird eine zweite Äußerungsweise des Lebenszeichens relevant, die ich *Emissionen* nenne. Darunter verstehe ich alle Lebensäußerungen, die der menschliche Körper pausenlos und unbewusst an seine Umgebung abgibt, also *emittiert*: Atemluft, Geruchswolken, Schweißtropfen und Herzschläge. Während solche Lebensäußerungen im Alltag zumeist unbeachtet bleiben, werden sie in Notlagen mithilfe hochsensibler Technologien aufgespürt: Rettungskräfte horchen mit feinsten Sensoren nach Herzschlägen, Spürhunde wittern Geruchswolken, Infrarotkameras erfassen warme Körper. Dank dieser Hilfsmittel wird es möglich, das Leben auch dann noch zu orten, wenn es sich nicht länger aktiv *exponieren* kann, weil es dennoch unablässig *emittiert*.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass stets mehrere Artikulationsweisen berücksichtigt werden müssen, um verunglücktes Leben zu finden. Würden Rettungskräfte im Trümmerfeld allein nach auffälligen Expositionen Ausschau halten, entgingen ihnen die unterschwelligeren Emissionen des lebendigen Körpers, die nur mit speziellen Sensoren erfasst werden können. Würden sie aber ausschließlich auf Emissionen achten, blieben wiederum andere Lebenszeichen unbeachtet, etwa die GPS-Daten oder Funkverbindungen von Mobiltelefonen, die ich in meiner Arbeit als *Transmissionen* thematisiere. Erst durch die Kombination der verschiedenen Artikulationsweisen kann das ganze Spektrum von Lebensäußerungen erfasst und eine möglichst große Zahl von Verunglückten gefunden werden. Es könnte daher von einigem Nutzen für die praktische Arbeit von Rettungskräften sein, die vielfältigen Artikulationsweisen des Lebens mit ihren jeweiligen medientechnischen Bedingungen zu kennen und situationsgerecht zu differenzieren.

Doch sind es nicht nur die verschiedenen Artikulationsweisen, die über die Rettung von In-Not-Geratenen entscheiden. Vielmehr ist jedes Lebenszeichen in komplexe ethische und politische Abhängigkeiten eingebunden, die die Rettungschancen des gefährdeten Lebens mitbestimmen und die ich im folgenden Abschnitt beleuchten möchte.

3. Leben = Leben? Die Ungleichheiten des Lebenszeichens

Ob sich ein Leben in Not artikulieren kann, ob seine Äußerungen als Hilferufe anerkannt werden und man ihm zu Hilfe eilt oder nicht – all das hängt von vielfältigen technischen, institutionellen und politischen Faktoren ab, in die sich nicht selten auch strukturelle Ungleichheiten, Benachteiligungen und Machtgefälle einschreiben. Aus meiner Forschung zum Lebenszeichen lassen sich mindestens drei Dimensionen der Ungleichheit ableiten und mögliche Wege zu ihrer Reflexion und Revision aufweisen.

Schon die elementaren Voraussetzungen für die Äußerung von Lebenszeichen sind ungleich verteilt. Die Kommunikationswege und -kanäle, die Menschen zur Verfügung stehen, um ihrer Notlage Ausdruck zu verleihen, schwanken erheblich entlang geografischer, ökonomischer und politischer Gefälle, etwa zwischen städtischen und ländlichen Gegenden oder zwischen dem sogenannten globalen Norden und Süden. Wenn ganze Landstriche nur ungenügend an Kommunikationswege angeschlossen sind und nur über lückenhafte Netzabdeckung verfügen, sinken für die dort lebenden Menschen auch die Aussichten auf eine rasche Rettung und Versorgung in Notfällen. Deshalb dürfen der Ausbau von kommunikativen Infrastrukturen und die Verteilung von technischen Ressourcen niemals nur von ökonomischen Gesichtspunkten der Rentabilität geleitet sein. Vielmehr muss dabei immer auch die lebenswichtige Funktion von Kommunikationsmitteln in Notfällen mitbedacht werden, Lebenszeichen von Menschen in Not zu übermitteln.

Doch nicht nur technische Hürden können die Äußerung von Lebenszeichen erschweren. Zuweilen sind auch subtilere Ausschlussmechanismen am Werk, wie meine Dissertation am Beispiel des sogenannten *Facebook Safety Check* zeigt. Der digitale Dienst erlaubt es Nutzer*innen in Krisensituationen, kurze Lebenszeichen per Push-Nachricht an ihre Angehörigen und Freund*innen zu senden. Zu welchen Anlässen der Dienst aktiviert wird, entscheidet Facebook allerdings anhand von äußerst intransparenten und umstrittenen Kriterien. Im Jahr 2015 etwa wurde der *Safety Check* während des *Bataclan*-Attentats für die Pariser Bevölkerung freigeschaltet, nicht aber während eines Bombenanschlags in Beirut einen Tag zuvor. Darin offenbart sich ein problematisches, geografisches Gefälle: Je nachdem, wo sich Krisen und Katastrophen ereignen, misst man Lebenszeichen offenbar unterschiedliches Gewicht bei. Dabei spielen nicht nur geografische, sprachliche und kulturelle Distanzen eine Rolle, sondern auch ethnozentrische Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster, die bestimmte Lebenszeichen gegenüber anderen bevorzugen oder benachteiligen. Es gilt, diese Muster aufzudecken und zu problematisieren, um

Lebenszeichen in Not unabhängig von regionalen oder kulturellen Zugehörigkeiten Gehör zu verschaffen.

Doch nicht immer, wenn Lebenszeichen tatsächlich Gehör finden, geschieht dies auch zum Schutz und zur Rettung des Lebens. Vielmehr weist meine Arbeit nach, dass Lebenszeichen in vielen Fällen auch zur Kontrolle, Überwachung und sogar Unterdrückung des Lebens eingesetzt werden. Besonders eindrücklich zeigt sich dies am Beispiel des sogenannten *Geophons*, eines seismografischen Apparats, der für feinste Vibrationen im Untergrund empfänglich ist. Das Gerät wird heutzutage nicht nur von Rettungskräften verwendet, um Klopfschläge von Verschütteten in Trümmerfeldern ausfindig zu machen, sondern auch von Sicherheitsdiensten und Grenzschutzeinheiten, um Geflüchtete in Containern aufzuspüren. Mithilfe des Geophons lauschen Grenzposten nach den Vibrationen des menschlichen Herzschlags, die sich vom Körper der Insassen auf die Außenwand des Containers übertragen. Sie machen sich dabei die Tatsache zunutze, dass sich der Herzschlag jeglicher bewussten Steuerung entzieht und daher weder unterdrückt noch unterbrochen werden kann, solange Menschen am Leben sind.

In diesem Fall dienen Lebenszeichen offenbar völlig anderen Zwecken als bei der Suche nach Verschütteten: Während Herzschläge im Trümmerfeld geortet werden, um ein verschüttetes Leben aus seiner Notlage zu befreien, dienen sie an Grenzposten dazu, das versteckte Leben am Übertritt zu hindern und von bestimmten Gebieten und Gemeinwesen auszuschließen. Hier ist die Suche nach Lebenszeichen nicht länger am Schutz des Lebens interessiert ist, sondern primär am Schutz von Staatsgrenzen vor dem Eindringen eines als fremd markierten Lebens. Lebenszeichen – so eine wichtige Einsicht meiner Arbeit – können also immer auch *gegen das Leben* verwendet werden. Dies kann im äußersten Fall sogar bis zur Vernichtung des Lebens reichen. Dieselben Apparate, die in Trümmerfeldern nach Herzschlägen horchen, werden auch von Streitkräften eingesetzt, um gegnerische Soldat*innen zu orten und zu bekämpfen. Angesichts dieser Ambivalenzen stellen sich ethisch höchst diffizile Fragen: Ist es vertretbar, Lebensäußerungen gegen das Leben zu verwenden? Dürfen Rettungstechnologien ohne Weiteres auch für militärische Zwecke freigegeben werden? Wie können wir wehrloses oder ohnmächtiges Leben vor der Überwachung und Ausnutzung seiner Lebenszeichen schützen?

An den hier skizzierten Problemfeldern wird deutlich, dass das Phänomen des Lebenszeichens ethisch und politisch brisante Implikationen birgt, die sich unmittelbar auf die (Über-)Lebensbedingungen von Menschen in Not auswirken können. Im Umgang mit Lebenszeichen zeigen sich eklatante Ungleichheiten, von denen ich hier exemplarisch drei beleuchtet habe: *erstens* der ungleiche Zugang zu

Kommunikationsmitteln, der Menschen in bestimmten Regionen von lebenswichtigen Äußerungsmöglichkeiten ausschließt; *zweitens* die ungleiche *Zuwendung* zum Lebenszeichen, die dazu führen kann, dass manche Notlagen weniger beachtet und beantwortet werden als andere; und *drittens* schließlich die ungleiche *Zielsetzung* bei der Suche nach Lebenszeichen, die gleichermaßen zur Rettung des Lebens wie zu seiner Unterdrückung führen kann. Das Wissen um diese strukturellen Ungleichheiten kann dazu dienen, gängige Strukturen und Praktiken der Lebensrettung zu reflektieren und, wo nötig, kritisch zu befragen. Deshalb möchte ich im Ausblick einen Leitfaden für eine solche kritische Reflexion skizzieren.

4. Ausblick: Für eine Ethik des Lebenszeichens

Um einen möglichst achtsamen Umgang mit Lebenszeichen zu ermöglichen, der sich für die latenten und manifesten Ungleichheiten in Not- und Katastrophenfällen sensibilisiert, möchte ich im Anschluss an meine Dissertation drei Leitfragen formulieren. Sie können für sämtliche, am Such- und Rettungsgeschehen beteiligten Akteure als Reflexionsimpulse dienen, um die eigenen Praktiken und Organisationen zu befragen: für Ersthelfer*innen und Rettungsgesellschaften, für Hilfsorganisationen und Katastrophenschutzbehörden, für Sicherheitsorgane und Hersteller von Rettungstechnik, für Betreiber kritischer Infrastrukturen und nicht zuletzt für Gesetzgeber*innen, die die Rahmenbedingungen des Rettungswesens und des Katastrophenschutzes gestalten.

1. „*Hat jedes Leben Zugang zu den nötigen Kommunikationsmitteln, um seiner Notlage Ausdruck zu verleihen?*“ Diese Frage lenkt unseren Blick auf die basalen, kommunikativen Voraussetzungen, von denen menschliches Leben in Not existenziell abhängt. Als Gesellschaft müssen wir dafür Sorge tragen, dass niemand aufgrund technischer, geografischer oder ökonomischer Gründe von lebenswichtigen Äußerungsmöglichkeiten ausgeschlossen ist. Dabei müssen wir besonders auch die Bedürfnisse von Menschen berücksichtigen, die in ihren Äußerungs- und Artikulationsmöglichkeiten eingeschränkt sind und besondere Äußerungskanäle benötigen, wie Kinder, ältere oder beeinträchtigte Menschen.

2. „*Sind wir für jedes Lebenszeichen in Not gleichermaßen empfänglich oder ignorieren wir bestimmte Lebenszeichen zugunsten anderer?*“ Diese Frage mahnt uns dazu, auf bislang überhörte Lebenszeichen zu achten, die wir bei unseren Such- und Rettungsmaßnahmen vernachlässigen. Zivilgesellschaftliche Gruppen und soziale Bewegungen können uns auf solche blinden Flecken bei der Suche nach Lebenszeichen hinweisen. So drängt uns etwa die Umwelt- und Klimabewegung dazu, neben den

menschlichen Lebenszeichen auch die Lebenszeichen nicht menschlicher Wesen zu berücksichtigen. Wenn ganze Tierarten, Landschaften und Ökosysteme existenziell gefährdet sind, müssen wir für ein breiteres Spektrum von Lebensäußerungen sensibel werden, um künftige Notlagen zu bewältigen.

3. *„Nutzen wir die Lebenszeichen, die wir empfangen, zum Schutz des Lebens oder aber zu seinem Schaden?“* Diese Frage erinnert uns daran, dass Lebenszeichen immer auch gegen das Leben verwendet und zu seinem Nachteil missbraucht werden können. Sie fordert uns dazu auf, wachsam gegenüber allen Versuchen zu bleiben, menschliches Leben gegen seinen Willen oder Widerstand anhand seiner Vitalzeichen zu überwachen oder zu überwältigen. Dies betrifft nicht nur existenzielle Ausnahmesituationen, wie ich sie in meiner Arbeit behandle, sondern mitunter auch ganz alltägliche Lebensbereiche. Denn längst sind auch technische Geräte wie Smartphones, Fitnessarmbänder oder digitale Assistenten in der Lage, unsere kleinsten Lebensäußerungen sensorisch zu erfassen, statistisch auszuwerten und – oftmals ohne unser Wissen und ohne unsere Einwilligung – ökonomisch zu verwenden. Auch hier wäre es dringend erforderlich, auf einen verantwortungsvollen Umgang mit Lebenszeichen hinzuwirken.

Diese drei Fragen können uns – so die Hoffnung – die existenzielle Bedeutung von Lebenszeichen bewusst machen. Sie sollen uns dazu anregen, gemeinsam über die technischen, sozialen und politischen Bedingungen nachzudenken, von denen menschliches Leben in Notlagen abhängt. Ein solcher Denkanstoß scheint besonders dringlich in einer Zeit, in der uns die Zerbrechlichkeit menschlichen und nicht menschlichen Lebens angesichts zunehmender Katastrophenereignisse mehr denn je vor Augen steht.